

Arbeit und Nachhaltigkeit - zur Überwindung der Naturvergessenheit der Ökonomie

(Vortrag beim Workshop des Forums Neue Politik der Arbeit zum Thema
„Die Gesamtheit der Arbeitstätigkeiten.
Grenzverschiebungen und Bewertung aus arbeitspolitischer Perspektive“
am 25.9.09 in der Sozialforschungsstelle Dortmund)

Einführung

Mit Nachhaltigkeit als normativem Bezugspunkt ist die Forderung nach neuen gesellschaftlichen Naturverhältnissen verbunden – nach Naturverhältnissen, deren Qualität sich dadurch auszeichnet, dass sie den Erhalt und die Erneuerungsfähigkeit der natürlichen und sozialen Grundlagen des menschlichen Wirtschaftens garantieren. Die vorherrschende ökonomische Theorie jedoch zeichnet sich durch die Abtrennung dieser Grundlagen aus – durch „Sozialvergessenheit“ und „Naturvergessenheit“. Über das auf dieser Tagung diskutierte erweiterte Verständnis von Arbeit sowie durch die Vorstellung, Care zur neuen Leitidee der zukünftigen (Arbeits)Gesellschaft zu machen (wie es Eva Senghaas-Knobloch auf dieser Tagung vorschlägt), wird „das Soziale“ in den ökonomischen Blick hereingeholt. Es besteht jedoch die Gefahr, dass die „Naturvergessenheit“ mitgeschleppt wird – mit der Folge, dass auch die Integration des Sozialen, von Care, nicht wirklich gelingt. Daher gilt es, das erweiterte Arbeitskonzept im Rahmen einer nachhaltigen Entwicklung zu konzipieren, als Teil neuer nachhaltiger gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu begreifen – als Teil neuer nachhaltiger „Muster von Beziehungen“ (Becker/Jahn 2006,25) zwischen Gesellschaft und Natur. Deren theoretische Konzipierung und gesellschaftliche Gestaltung, so lautet meine *These*, kann mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität gelingen.

Um diesen Gedankengang und diese These verständlich zu machen, wird im Folgenden zunächst das Konzept Nachhaltigkeit und sein normativer Charakter erläutert (1). Es beinhaltet eine besondere Qualität der gesellschaftlichen Naturverhältnisse – die Qualität der Vermittlung zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur, nicht der Trennung. Die modernen kapitalistischen Ökonomien sind jedoch durch eine Trennungsstruktur gekennzeichnet – zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur, produktiv und „reproduktiv“. Um diese Trennungsstruktur geht es daher im nächsten Abschnitt (2). Soll ein nachhaltiger Entwicklungspfad eingeschlagen werden, so gilt es, diese Trennungsstruktur zu überwinden. Das erweiterte Arbeitskonzept ist dafür ein erster Schritt. Es gilt jedoch, die Erweiterung umfassend durchzuführen, und auch die Natur mit der ihr eigenen Produktivität zu integrieren, um so alle bisher als reproduktiv abgetrennten Bereiche einzubeziehen, um alle lebendigen Grundlagen des menschlichen Wirtschaftens in den Blick zu bekommen. Das bedeutet, Produktion und „Reproduktion“ als Einheit zu betrachten – ausgedrückt in der Kategorie (Re)Produktivität. Deren Entfaltung ist daher Gegenstand des nachfolgenden Abschnitts (3). Wie die Integration von Care/ fürsorgliche Praxis in einer (re)produktiven Ökonomie gelingen kann, soll sodann aus einer spezifischen Perspektive heraus dargestellt werden – aus der Zeitperspektive (4). Fürsorgerationalität kann so zur erweiterten Leitidee einer nachhaltigen, einer (re)produktiven Ökonomie werden (5).

1. Nachhaltigkeit als normativer Bezugspunkt - nachhaltige gesellschaftliche Naturverhältnisse

Das Konzept der nachhaltigen Entwicklung ist seit seiner Begründung durch die World Commission for Environment and Development (WCED), nach ihrer Vorsitzenden, der damaligen norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland kurz Brundtland-Kommission genannt (vgl. Hauff 1987), zum Bezugspunkt für die Entwicklung neuer konzeptioneller und gestalterischer Ansätze in den Sozialwissenschaften geworden. Maßgebend wirkte hier die Forschungsgruppe, aus der später das Institut für sozial-ökologische Forschung (ISOE) hervorging. Auf der Grundlage eines von diesem Institut erarbeiteten Rahmenkonzepts wurde ein staatlicher Förderschwerpunkt kreiert, aus dem inzwischen eine Vielzahl an Veröffentlichungen zur sozial-ökologischen Forschung hervorgegangen ist¹.

Nachhaltigkeit ist ein normatives Konzept, denn es fordert zu mehrdimensionaler Gerechtigkeit auf: Wirtschafte heute so, dass auch zukünftige Generationen nach ihren Vorstellungen wirtschaften können (d. h. hinterlasse Deinen Ur-, Ur-, Ur-...Enkeln eine produktive Natur) – intergenerationale Gerechtigkeit. Und Sorge dafür, dass die heute lebenden Generationen mindestens ihre Grundbedürfnisse befriedigen können – intragenerationale Gerechtigkeit. Hinzu kommt eine Vorstellung von Umweltgerechtigkeit. Denn wenn uns die Natur, wie die Brundtland-Kommission es formulierte, absolute Grenzen setzt, dann gilt es zu klären: Wer darf wie viel Natur „verbrauchen“? Sind vor der Umwelt alle gleich (heißt Umweltgerechtigkeit z. B. das Recht auf gleichen CO₂-Ausstoß für alle Menschen auf der Welt?) – oder sind wir hier in den westlichen Industrieländern nicht doch ein bisschen gleicher?² Und der feministische Diskurs hat sehr schnell klar gemacht, dass alle diese Arten von Gerechtigkeit nur mit Geschlechtergerechtigkeit zu haben sind. Dabei ist Nachhaltigkeit kein festes, fertiges Konzept, sondern ein „komplexes Lebensprinzip“ (Busch-Lüty 1997). Nachhaltige Entwicklung bezeichnet „einen offenen, dynamischen und immer wieder zu gestaltenden Prozess; sie beschreibt also weniger die Ziele der Entwicklung wie etwa Reduktionsvorgaben des Energieverbrauchs, sondern vielmehr die *Qualität* eines Entwicklungsprozesses, der seine eigenen natürlichen und sozialen Voraussetzungen aufrechterhält und ständig erneuert“ (Becker/Jahn 2006, 238). Im heutigen gesellschaftlichen Produktionsprozess - d. h. im Gestalten - dessen produktive Grundlagen Erhalten/Erneuern – darum geht es. Erhalten im Gestalten. Ja.

Die neue Wissenschaft „Soziale Ökologie“ versteht sich als „Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen“ (ebenda, 16). Mit diesem Konzept wird das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur als „Muster von Beziehungen“ (ebenda, 25) interpretiert. Es geht also weder um eine Naturalisierung der Gesellschaft, noch um eine Auflösung der Natur in gesellschaftlichen Konstruktionen, sondern um die Beziehungen zwischen beiden. In diesen spielen Hierarchisierungen und Bewertungen eine Rolle sowie Grenzziehungen und Ausgrenzungen. In kritischer Perspektive können diese aufgedeckt und dekonstruiert werden. In gestalterischer Perspektive geht es darum, die gesellschaftlichen Naturverhältnisse zu transformieren – in solche, die der oben bestimmten Aufgabe des „Erhaltens/Erneuerns im Gestalten“ gerecht zu werden vermögen. Im Verlauf meiner Argumentation werden sie genauer bestimmbar. Bis hierher ist nur so viel klar: Es sind keine Gegensatzverhältnisse, keine Dualismen, sondern Verhältnisse, in denen Gesellschaft und Natur miteinander vermittelt werden – es sind „Vermittlungsverhältnisse“ (Biesecker/ Hofmeister 2009).

2. Die bisherige Trennungsstruktur des Ökonomischen

¹ Vgl. die Reihe „Ergebnisse der sozial-ökologischen Forschung“ des oekom -Verlages in München.

² So gab es heftige Debatten, als 1996 in der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ das Konzept des Umweltraums entwickelt und ein gleicher Umweltraum für alle gefordert wurde (vgl. BUND et al. 1996).

Die gegenwärtigen gesellschaftlichen Naturverhältnisse sehen jedoch anders aus: Sie sind durch Trennungen und Hierarchien gekennzeichnet. In dem von mir, der Ökonomin, hier untersuchten Zusammenhang geht es um die Trennung von Produktivem und „Reproduktivem“. Meine These ist, dass es diese Trennungsstruktur ist, die die derzeitige sozial-ökologische Krisensituation verursacht hat und weiter verursacht. In ihrer Herstellung hat die ökonomische Theorie „als Unterscheidungsmacht“ (Becker/Jahn 2006, 180/181) gewirkt. Wie das geschah, möchte ich an einigen Beispielen aus der Geschichte der ökonomischen Theoriebildung verdeutlichen. Die dabei gewonnenen Einsichten verweisen auf die *Qualität* der neuen nachhaltigen Naturverhältnisse und der notwendigen Transformationsprozesse – auf die notwendige Einheit von Produktivität und „Reproduktivität“.

Ich beginne mit Adam Smith (1723-1790) (vgl. zum Folgenden Biesecker/ Hofmeister 2006, 76 ff.), der immer noch als der „Vater“ der Ökonomik gilt (eine Mutter wurde bis heute nicht gefunden). Bei ihm ist „Produktivität“ zentral, und zwar als Produktivität der Waren produzierenden Arbeit, als Produktivität der Arbeit für den Markt.

Spricht Smith von den „productive powers of labour“ (Smith 1937, 3), so meint er damit ausschließlich erwerbliche, marktkoordinierte Arbeit. Die Fülle weiblicher, sorgender, „reproduktiver“ Arbeiten ist explizit davon ausgenommen. Die Produktivität der Arbeit wird durch Arbeitsteilung sowie durch die Entwicklung immer speziellerer Maschinen gesteigert, die die Arbeiter in die Lage versetzen, die Arbeit vieler zu verrichten (Smith 1937, 7). Dass es zu dieser Arbeitsteilung kommt, liegt nach Smith am Hang zum Tauschen und zum Handeln, der der menschlichen Natur eigen ist. Auf Grundlage dieses natürlichen Hanges entstehen Märkte. Die Ausdehnung der Märkte ist Bedingung für weitere Produktivitätssteigerungen.

Produktivität wird bei Smith gemessen in Quantitäten von Waren pro Arbeiter, Produktivitätssteigerung drückt sich in Warenvermehrung aus. Waren sind gemäß der Smithschen Arbeitswerttheorie Doppelpes: Value in use (Gebrauchswert) und value in exchange (Tauschwert) (Smith 1937, 28). Gebrauchswerte drücken die konkrete Nützlichkeit der Waren aus, Tauschwerte dagegen stellen dar, wie viel andere Waren im Austausch gegen eine spezifische Ware zu erhalten sind. Gebrauchswerte repräsentieren die durch Arbeit für menschliche Bedürfnisse transformierten Naturstoffe, Tauschwerte repräsentieren die für diesen Transformationsprozess geleistete Arbeit. Im Austauschprozess am Markt zählen nur Tauschwerte. Ökonomische Theorie wird Theorie von Marktprozessen, von Tauschwerten, sie setzt Gebrauchswerte nur als deren stoffliche Bedingung voraus.

Steigerung der Produktivkraft der Arbeit bedeutet, dass in derselben Arbeitszeit, mit derselben Arbeitskraft mehr Naturstoff pro Zeiteinheit in Waren transformiert werden kann. Die gesteigerte Warenmenge repräsentiert mehr Naturstoff. Dessen Produktivitätsquelle bleibt jedoch im Dunkeln. Vielmehr erscheint die Produktivkraft der Natur als Produktivkraft der Arbeit (Immler 1985, 148). Natur, stofflich verwandelt in Gebrauchswerte, nimmt die Form der Ware an und wird entsprechend als Tauschwert, geschaffen durch Arbeit, bewertet. Nicht warenförmige Natur geht in dieses ökonomische Kalkül gar nicht ein, und damit auch keine Natur, die nicht im Eigentum von Menschen ist, denn Warentausch setzt Wareneigentümer voraus.

In der ökonomischen Analyse bei Smith scheinen alle Elemente des sog. Reproduktiven abgetrennt zu sein: Hier findet sich kein Verständnis von den weiblichen, sorgenden Tätigkeiten als Arbeit, keines von Naturproduktivität. Nur in Smiths Vorstellung vom „natürlichen Preis“, der ausreichen muss, alle Auslagen einschließlich eines „natürlichen“, d. h. die Reproduktion der Familie sichernden Lohnes (vgl. Smith 1937, 68), zu ersetzen, scheint der Reproduktionsgedanke auf. Betrachtet man jedoch den ganzen gesellschaftlichen Produktions- und Austauschprozess in seiner Wiederholung, so wird deutlich, dass Smith die

sozial weibliche sowie die ökologische Produktivität als stabilisierende Grundlagen des von ihm entworfenen marktökonomischen Systems braucht. Er braucht die Naturproduktivität zur Herstellung der Stoffe und Energien, die zur Herstellung der Waren benötigt werden, und er braucht die Tätigkeiten der Frauen. Diese sorgen dafür, dass die zukünftigen Marktakteure in der Familie die Moral erlernen, die sie zur Eindämmung ihres eigenen Nutzens am Markt benötigen. Denn dieser kann nur mithilfe dieser Moral dauerhaft funktionieren (vgl. Smith 1976, Kapitel I). Aber diese Tätigkeiten von Frauen werden bei Smith nicht als Arbeit betrachtet. Wie die produktiven Fähigkeiten der ökologischen Natur setzt er auch die Tätigkeiten von Frauen als unhinterfragte Existenzbedingungen des Marktes voraus.

David Ricardo (1772-1823) entwickelt die Arbeitswerttheorie von Smith weiter. Er behält den doppelten Wertbegriff und damit die stoffliche Basis der Wertökonomie bei. Doch das lockere Band zu den weiblichen reproduktiven Tätigkeiten über deren Rolle für die Erzeugung von Moral für den Markt wird zerschnitten: Das Bild des am Markt handelnden ökonomischen Menschen ist das Bild eines eigennütigen Individuums, dessen Handlungsziel die Maximierung seines eigenen Nutzens ist. Dieser „homo oeconomicus“, wie diese Figur später genannt wird, ist in keiner Weise sozial eingebunden. Er braucht keine weiblichen Tätigkeiten für seine Reproduktion. Ein letztes Bewusstsein von der Bedeutung der Reproduktivität scheint noch in der Kategorie des „natürlichen Lohnes“ auf, den Ricardo von Smith übernimmt. Produktion heißt wie bei Smith Warenproduktion für den Markt durch Lohnarbeit. Produktivität misst sich über die hergestellte Warenmenge pro Arbeiter.

Für diesen aller sozialen Bindungen ledigen Markt entwickelt Ricardo die ökonomischen Gesetze des Warentausches, der Preise, der Einkommensverteilung. Und hier zeigt sich bei ihm eine neue Beziehung zu den „reproduktiven“ Prozessen – eine Beziehung zur Natur im Sinne einer Naturschranke. In seiner Theorie der Bodenrente (vgl. Ricardo 1962) bestimmt Ricardo diese als Differentialrente, die den Bodeneigentümern zufällt. In ihr scheint Naturproduktivität als unterschiedliche Fruchtbarkeit der Böden auf. Langfristig geht Ricardo von einem wachsenden Nahrungsmittelbedarf der Bevölkerung aus. Für die Produktion dieser lebensnotwendigen Güter sind immer neue Böden mit immer geringerer Fruchtbarkeit nötig. Aufgrund des erhöhten Arbeitseinsatzes auf diesen Böden steigt der Preis für Nahrungsmittel. Somit steigt für die Eigentümer der besseren Böden die Grundrente. Gleichzeitig steigt auch der natürliche Lohn, da er ausreichen muss, um die teureren Lebensmittel zu bezahlen. Die Folge ist ein fallender Profit, wodurch weniger Kapital angelegt wird und die Akkumulation erlahmt. Die Naturproduktivität wird hier zur Schranke kapitalistischer Entwicklung.

Die Arbeitswerttheorie wird in der Kritik der Politischen Ökonomie von Karl Marx (1818-1883) (vgl. Marx 1971) in dialektischer Weise neu konzipiert: Gebrauchswert und Tauschwert sind nicht mehr nur zwei Seiten einer Ware, sondern sie tragen antagonistische Widersprüche in sich, die im Kapitalismus zur Herrschaft des Werts (ausgedrückt im Tauschwert) über den Gebrauchswert führen. Marx legt dar, dass alle Produktionsprozesse gleichzeitig stoffliche sowie Verwertungsprozesse sind und ausschließlich unter der Perspektive der Kapitalverwertung organisiert und durchgeführt werden. Produktive Arbeit ist Lohnarbeit, die der Kapitalverwertung dient und Mehrwert erzeugt. Die Produktivkraft der Arbeit erscheint jetzt als Produktivkraft des Kapitals. Produktivität wird gemessen in Tauschwerten, als Wertverhältnis, als Profitrate, die den durch unbezahlte Arbeit entstandenen Mehrwert ins Verhältnis setzt zum vorgeschossenen Kapital.

Ausgehend von einem Arbeitsbegriff, der Arbeit als Stoffwechselprozess zwischen Mensch und Natur versteht (vgl. Marx 1971, 192), zeigt Marx, dass dieser Stoffwechselprozess im Kapitalismus als Verwertungsprozess organisiert wird. Gemäß den Verwertungsnotwendigkeiten werden Arbeitskräfte, männliche und weibliche, in diesen Prozess eingesogen und in die industrielle Reservearmee wieder ausgestoßen. Marx (1971, 670 ff.) nennt dies das „absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“. Er

macht darin deutlich, dass Angebot von und Nachfrage nach Arbeitskraft ausschließlich von der Bewegung des Kapitals abhängen. Dieses schafft sich selbst die benötigte Arbeitskraft und scheint sich so wirklich von der sozial weiblichen Produktivität abzukoppeln.

Diese spielt auch bei Marx keine Rolle. Die „Hausarbeitsdebatte“ und andere, weiterführende Diskurse im Rahmen der feministischen ökonomischen Theoriebildung (vgl. dazu Hoppe 2002) haben deutlich gemacht, dass auch bei Marx sog. reproduktive Tätigkeiten nicht als Arbeit gelten, dass auch bei ihm die weibliche Produktivität der Produktion unhinterfragt vorausgesetzt wird. Diese Tätigkeiten scheinen nur im Wert der Arbeitskraft durch, der ausreichen muss, die vernutzte Arbeitskraft zu ersetzen. Auch bei Marx gelten sie nicht als produktiv. Dagegen kritisiert er, dass der kapitalistischen Verwertungsprozess, indem er sich entwickelt, seine eigenen Grundlagen zerstört – “die Erde und den Arbeiter” (Marx 1971, 530).

Die Arbeitswerttheorie enthielt - auch nachdem die Bindung an die weibliche Produktivität durch die Figur des „homo oeconomicus“ endgültig gelöst war - im Begriff des Gebrauchswerts immer noch einen Bezug zu den der kapitalistischen Warenproduktion zugrunde liegenden Naturstoffen. Die neue Lehre, die später als Neoklassik bezeichnet wird, schneidet mithilfe ihrer Wertlehre (später: ihrer Definition von Rationalität) auch dieses Band ab. Die Philosophie dafür, der Utilitarismus, setzt sich als philosophische Basis der neuen ökonomischen Theorie fest. Wert ist jetzt nicht mehr eine durch die im Produktionsprozess verausgabte Arbeit geprägte (objektive) Eigenschaft von Waren, sondern entsteht aus dem Zusammenspiel von subjektiven Bewertungen: Waren sind Nutzenbündel, und je nach den subjektiven Nutzenvorstellungen werden sie als mehr oder weniger nützlich angesehen und erzielen auf dem Markt einen entsprechenden Preis. Das Ziel des ökonomischen Handelns ist individuelle Nutzenmaximierung.

Produktion ist jetzt Produktion von Nutzeneinheiten. Produziert wird mit Hilfe von Produktionsfaktoren. Arbeit ist ein Produktionsfaktor neben Kapital und Boden. Produziert wird für Märkte. Individuelles Ziel ist Gewinnmaximierung, gesellschaftliches Ziel ist die effiziente Allokation der Produktionsfaktoren über Wettbewerbsmärkte.

Diese Konzentration auf den Nutzen lässt sich mit der Hinwendung zur Thermodynamik erklären (vgl. Skourtos 1994): Wie die klassische Politische Ökonomie beansprucht die Neoklassik, Ökonomik wie eine Naturwissenschaft zu betreiben. War die naturwissenschaftliche Grundlage für Smith und Ricardo die Newtonsche Mechanik, so bezieht sich die frühe Neoklassik ausdrücklich auf die Thermodynamik, insbesondere auf den ersten Hauptsatz der Thermodynamik. Dieser besagt, dass in einem geschlossenen System Materie und Energie nicht verloren gehen können. Sie können nur ihre Form verändern. Dies wird auf Produktions- und Konsumtionsprozesse übertragen, in ihnen kann keine Energie verloren gehen. Die Produktionsfaktoren werden als Energiepotentiale interpretiert – auch die Natur. Sie ist homogen und konstant. Erhalt und Erneuerung der Natur ist nicht Aufgabe des Ökonomischen.

Aus der Energiemetapher erklärt Skourtos (1994, 49) auch die Annahme der Substitutionsmöglichkeit zwischen Arbeit und Kapital: Produktivität ist jetzt nicht mehr nur Arbeitsproduktivität, sondern Produktivität jedes Produktionsfaktors und damit auch Kapitalproduktivität. Kapital wird zum eigenständigen Produktionsfaktor, der gegen Arbeit und Boden (als einziges Element der Natur, das später auch im Kapitalbegriff verschwindet) substituierbar ist. Gemessen wird diese Produktivität als quantitatives, bewertetes Verhältnis zwischen dem Output und dem je zugeordneten Produktionsfaktor. Dabei meint Arbeit als Produktionsfaktor nach wie vor ausschließlich Erwerbsarbeit. Auch wenn Alfred Marshall, Hauptvertreter dieser neoklassischen Theorie, die weibliche Arbeit im Haushalt als „the most

valuable of capital“ bezeichnet (vgl. Kuiper 2001, 141), so gilt, dass „ ... women are not considered by Marshall to be economic beings“ (Pujol 1992, 139).

So reißen alle Bande zu den produktiven weiblichen Tätigkeiten und ökologischen Leistungen, die bei Smith noch durchschienen, durch das neue Theoriegebäude ab. Die ökonomische Theorie emanzipiert sich so vermeintlich endgültig von jeder Art Naturstoff – wobei sie die sorgenden Arbeiten von Frauen ebenfalls in den Status von Natur verbannt. Damit spitzt sich die bei Smith beginnende Ausgrenzung der sorgenden Tätigkeiten und der Natur zu einer systematischen Sozial- und Naturvergessenheit zu.

Die Trennung von Produktivität und „Reproduktivität“ ist nun abgeschlossen³ – vom Ökonomischen sind sozial weibliche (Care) und ökologische Produktivitäten abgespalten. Die gesellschaftlichen Naturverhältnisse, wie sie durch diese Theorieentwicklung bestimmt wurden, sind geprägt durch hierarchische, das „Reproduktive“ abtrennende und abwertende Beziehungsmuster zwischen Gesellschaft und Natur - unterlegt von herrschaftlichen und ausgrenzenden Geschlechterverhältnissen. Zugleich scheint die Konstruktion einer autonomen Ökonomie vollzogen: Erhalt und Erneuerung der als „reproduktiv“ abgespaltenen produktiven Grundlagen ist nicht Teil des Zielsystems einer auf Effizienz orientierten Wirtschaft.

Dieser Trennungsblick der ökonomischen Theorie schlug und schlägt auf die reale Ökonomie durch und hat sie entscheidend geprägt. Die Ausgrenzung – im ökonomischen Fachjargon „Externalisierung“ genannt – führte dazu, dass Natur und Care, beide „reproduktiven“ Prozesse, zwar im gesellschaftlichen Produktionsprozess gebraucht, im Bewertungsprozess aber nicht berücksichtigt werden. So gehen sie nicht in die Kostenrechnung der ökonomischen Akteure ein – mit der Folge, dass sie maßlos ausgenutzt, beschädigt und langfristig zerstört werden.

Sowohl die ökologische Krise als auch die soziale Krise mit dem Kern der Krise der Sorgearbeit/ Care (auch als Krise der Reproduktionsarbeit bezeichnet, vgl. Rodenstein et al. 1996) haben hier ihre gemeinsamen Ursachen – sie sind Teile *einer* gemeinsamen sozial-ökologischen Krise, der Krise des sog. Reproduktiven.

Wenn, wie wir es auch hier durch diese Tagung propagieren, die sozial weibliche Arbeit - Care - nicht nur in den erweiterten Arbeitsbegriff hereingenommen wird, sondern Care/fürsorgliche Praxis als neue Leitidee mit neuer Rationalität gelten soll, so macht die kurze Analyse der Entstehung der Trennungsstruktur des Ökonomischen deutlich: Das sind Schritte in die richtige Richtung - hier wird nachhaltige Entwicklung angestoßen, hier erhalten die gesellschaftlichen Naturverhältnisse im Bereich von Arbeit einen Transformationsschub hin zu der gesuchten neuen Qualität nachhaltiger gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Denn Care wird durch diese Erweiterung nicht einfach „internalisiert“ und damit der am Markt geltenden Kosten-Nutzen-Rationalität unterworfen. Und Care wird auch nicht einfach additiv dem Erwerbsarbeitskonzept angefügt, sondern soll in seiner Qualität des Sorgens für sich und andere zur Leitlinie aller Arbeitsprozesse werden. Aber: Dieser Schub wird sich abschwächen, wird dauerhaft die Trennungsstruktur nicht aufheben, wenn nicht gleichzeitig die Produktivität der Natur integriert wird. Denn nur, wenn ein Verständnis für die Bedeutung, für den hohen Wert des „Reproduktiven“ entwickelt wird, mehr noch: wenn dieses „Reproduktive“ als das zu Schützende, zu Erhaltende und zu Entwickelnde erkannt wird, lassen sich die gesellschaftlichen Naturverhältnisse entsprechend transformieren. Das bedeutet einen Perspektivenwechsel – dann wird von den Lebensprozessen der Menschen und

³ Die Theorieentwicklung geht selbstverständlich weiter, aber der Mainstream rüttelt nicht an dieser Basis und hält so die Trennungsstruktur bei. Andere Stimmen, die es immer auch gab, wurden nicht gehört. Und auch die Ökologische Ökonomie behält – trotz vieler wichtiger Neuerungen – die Trennung von Gesellschaft und Natur bei und thematisiert nicht die Rolle der sorgenden Tätigkeiten/ Care. (Vgl. dazu genauer Biesecker/ Hofmeister 2006 und 2009).

der Natur auf das Ökonomische geblickt. Welche Ökonomie, welche Märkte z. B., tun diesen Lebensprozessen gut? Die Fragen, die es zu beantworten gilt, sind ganz neu – Ökonomie wird zur Lebenswissenschaft.

3. (Re)Produktivität - Gesellschaftliche Naturverhältnisse als Vermittlungsverhältnisse denken und gestalten⁴

Mithilfe der oben verdeutlichten Unterscheidungsmacht hat die ökonomische Theorie ihren Beitrag dazu geleistet, die gesellschaftlichen Naturverhältnisse der modernen kapitalistischen Gesellschaft als Trennungsverhältnisse zu bestimmen und zu gestalten. Getrennt wird zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur, zwischen produktiv und reproduktiv, zwischen wertvoll/wertschaffend und wertlos. Diese Trennungsstruktur ist hierarchisch und dualistisch – Gesellschaft und Natur befinden sich hier in einem Gegensatzverhältnis. Dabei beinhaltet diese Trennungsstruktur ein grundlegendes Widerspruchsverhältnis: Getrennt wird durch das System der Bewertung, während in stofflicher oder physisch-materieller Hinsicht im gesellschaftlichen Produktionsprozess ständig vermischt, vermittelt wird. Und dabei wird auch Natur verändert – gesellschaftliche Produktion stellt immer auch neue gesellschaftliche Naturprodukte her. Diese können aufgrund des Trennungsverhältnisses jedoch nicht als solche erkannt werden – weshalb sich z. B. hartnäckig die These hält, der Klimawandel sei ein „natürliches“ Phänomen. Dass er im gesellschaftlichen Produktionsprozess als Kuppelprodukt mit hergestellt wurde und wird, wird erst allmählich verstanden.

Nachhaltige gesellschaftliche Naturverhältnisse zeichnen sich dadurch aus, dass diese Trennung aufgebrochen, überwunden wird – ihre Qualität ist die von die sozialen und ökologischen Grundlagen erhaltenden Vermittlungsverhältnissen. Diese realisieren sich in den alltäglichen ökonomischen Praktiken.⁵

Um die alten Trennungsstrukturen kritisch hinterfragen und die gesellschaftliche Naturverhältnisse als Vermittlungsverhältnisse konzipieren zu können, haben meine Kollegin Sabine Hofmeister und ich die Kategorie (Re)Produktivität vorgeschlagen (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006). Sie bezeichnet die „prozessuale, nicht durch Abwertungen getrennte Einheit aller produktiven Prozesse in Natur und Gesellschaft, bei gleichzeitiger Unterschiedenheit“ (ebenda, 19). Damit betont (Re)Produktivität⁶ von vornherein den vermittelnden Charakter gesellschaftlicher Produktion – es ist eine Vermittlungskategorie. Vermittelt wird sowohl zwischen Natur und Gesellschaft als auch zwischen produktiv und „reproduktiv“. Genauer: Im Verständnis einer (re)produktiven Ökonomie gibt es gar keine „reproduktiven“ Prozesse mehr – gerade das sog. Reproduktive entpuppt sich als zwiefache Basisproduktivität: als Produktivität sozial weiblicher Arbeit (Care) und als Naturproduktivität.

⁴ Vgl. zum Folgenden Biesecker/ Hofmeister 2009 und 2009a.

⁵ Der Alltag spielt im Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse eine wichtige Rolle – neben Bedürfnissen und Geschlechterverhältnissen. Gesellschaftliche Naturverhältnisse manifestieren sich in alltäglichen Handlungen – und sie werden durch diese verändert. „Die Kategorie Alltag besitzt somit eine Schlüsselbedeutung für die Soziale Ökologie. Sie lenkt den Blick auf die Art und Weise, wie durch alltägliche Praktiken gesellschaftliche Naturverhältnisse gestaltet und reguliert werden.“ (Becker/ Jahn 2006, 211)

⁶ Indem Sabine Hofmeister und ich den Begriff „(Re)Produktivität“ in dieser Weise schreiben, bringen wir zum Ausdruck, dass die Trennung Produktivität vs. Reproduktivität physisch materiell keine Entsprechung hat, dass sich Herstellen von Wiederherstellen und Erneuern nicht trennen lässt. Das Trennungsverhältnis liegt, wie im kurzen theoriegeschichtlichen Exkurs gezeigt wurde, allein in der Sphäre des Ökonomischen – in dessen Bewertungspraxis - begründet. In dieser Schreibweise sei die Trennung nicht wirklich aufgehoben, wird uns vorgehalten. Das mag sein. Wir setzen darauf, dass sich im Prozess unserer weiteren Arbeit ein ganz neuer Begriff herauschälen wird, der keine Spuren der Trennung mehr in sich trägt. Solange verwenden wir den Begriff (Re)Produktivität.

Ökonomische Praktiken/Konzepte, die sich als Schritte auf dem Weg einer nachhaltigen Ökonomie verstehen, müssen somit die Vermittlung von Naturprodukten und Naturproduktivität mit Arbeitsprodukten und Arbeitsproduktivitäten in den Blick nehmen. Die Natur und die als Natur behandelten AkteurInnen im Bereich von Care sind somit nicht nur nicht mehr vergessen – Sozialvergessenheit und Naturvergessenheit sind überwunden – sondern sie gelten jetzt als das, was sie sind: als am Wirtschaftsprozess aktiv Beteiligte – als WirtschaftsakteurInnen.

Wie lässt sich das konkretisieren, wie lässt sich eine solche nachhaltige Ökonomie vorstellen? Erinnern wir uns an den kurzen Ausflug in die Theoriegeschichte, so bestand dort die ökonomische Praxis aus Produktion und Konsumtion. Woher die Rohstoffe kamen und wohin die Abfälle gingen – und woher die Arbeitskräfte kamen und wohin sie gingen, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden – ging diese Ökonomie nichts an. In einem ersten Schritt haben Immler/ Hofmeister (1998) diese Durchflussökonomie korrigiert, indem sie die menschlichen Wirtschaftsprozesse als von Naturproduktivität umschlossen dargestellt haben. (Vgl. Abb. 1, linke Seite).

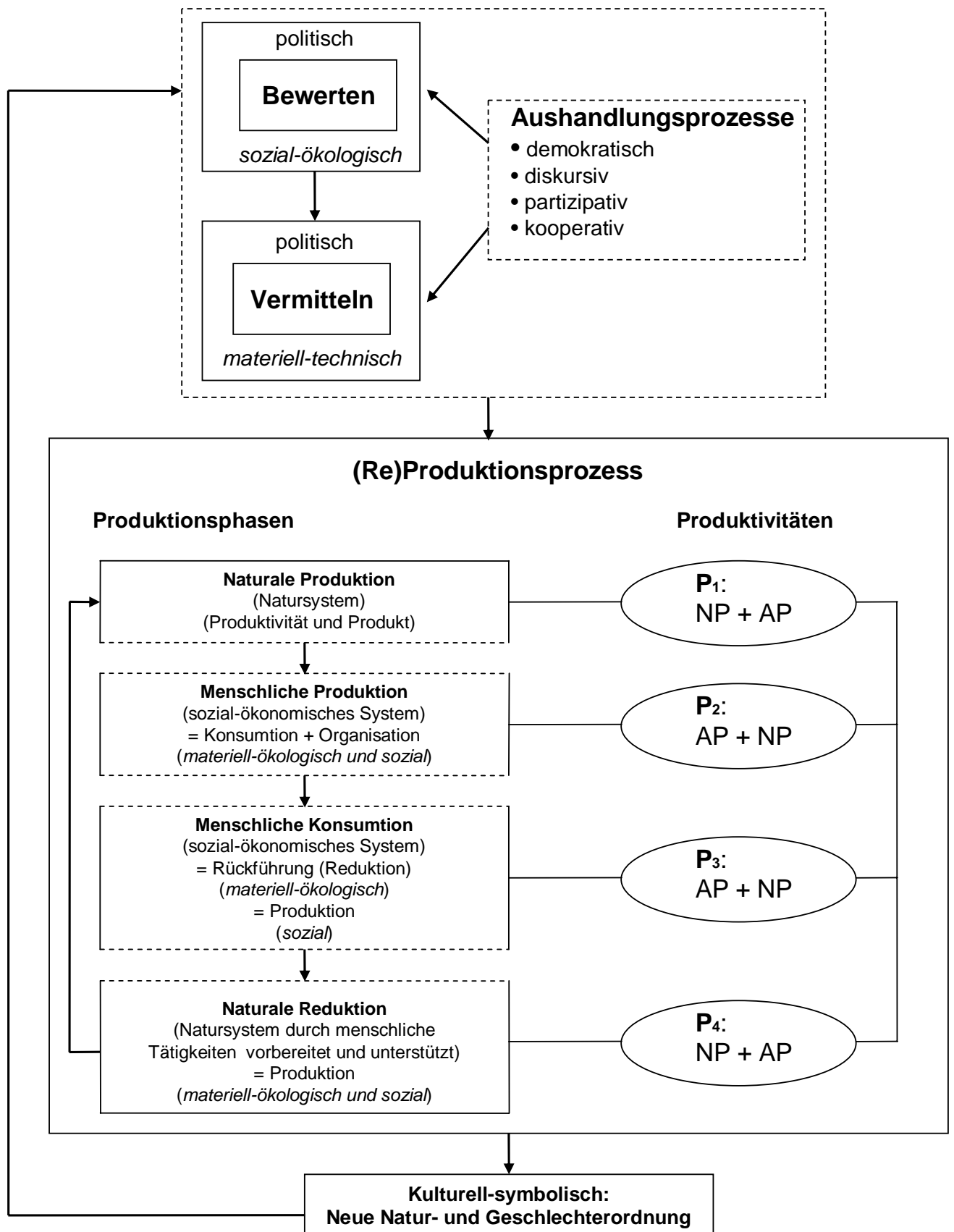


Abb. 1: Modus des (Re)Produzierens in einer nachhaltigen Gesellschaft (aus: Biesecker/ Hofmeister 2009b)

So wurde die Vermittlung mit Natur zum Gegenstand ökonomischer Praxis – der gesellschaftliche Produktionsprozess erwies sich jetzt als eine Aufeinanderfolge von Auf- und Abbauprozessen des Lebendigen. Und zweierlei wurde deutlich: dass Produktivität der Natur von ihrer „Reproduktivität“ nicht zu trennen ist (denn die Wiederherstellung der Naturproduktivität, auf der das menschliche Wirtschaften beruht, ist selbst ein produktiver Prozess), und dass diese Praxis immer auch Natur – gesellschaftliche Naturprodukte – mit herstellt.

Mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität kann nun ein zweiter Schritt gegangen werden – die Integration der – wie wir gesehen haben - in der herkömmlichen Ökonomie ebenfalls als „Natur“ ausgegrenzten sozial weiblichen Produktivität. Damit kehre ich zurück zu dem von mir vorhin als in die richtige (nachhaltige) Richtung weisenden, aber isoliert ins Leere laufenden Schritt, der hier auf dieser Tagung im Mittelpunkt steht: die Erweiterung des Arbeitskonzepts. Bezogen auf das hier vorgestellte Konzept von (Re)Produktivität bedeutet dieser Schritt, den Begriff der Arbeitsproduktivität um das bisher als „Reproduktivität“ abgespaltenen zu erweitern. So verwandelt sich das enge Konzept der Arbeit als Erwerbsarbeit zum „Ganzen der Arbeit“ (Biesecker 2000), und es wird deutlich, dass auch bezüglich der lebendigen Tätigkeiten von Menschen Produktivität von Reproduktivität nicht zu trennen ist. Wo immer produziert, hergestellt wird, sind die Wiederherstellungs- und Erneuerungsprozesse menschlichen und nicht-menschlichen Lebens schon enthalten. Für die Gestaltung einer nachhaltigen Ökonomie beinhaltet diese Einsicht eine qualitative Aufforderung: Gestalte die Prozesse des menschlichen Produzierens und Konsumierens so, dass die Wiederherstellungs- und Erneuerungsprozesse des menschlichen und nicht menschlichen Lebens gemeinsam gesichert sind. Das übersteigt die in der Nachhaltigkeitsdebatte zumeist geforderte Effizienz und Suffizienz, wo es vor allem um quantitative Einschränkungen, um Reduktion von Stoff- und Energieverbräuchen geht. Vielmehr enthält diese Gestaltungsaufforderung die Forderung nach neuen Qualitäten, nach Konsistenz, nach Zusammenpassen von menschlichen und natürlichen Prozessen und Produkten. Zur Entwicklung einer als (re)produktiv verstandenen nachhaltigen Ökonomie gilt es daher, das Ökonomische als Vielfalt konsistenter gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu begreifen und zu gestalten - als eine Vielzahl aufeinander abgestimmter produktiver Prozesse.

Dabei verlaufen die Abstimmungsprozesse als ebenso vielfältige Aushandlungsprozesse (über stofflich-qualitative Fragen – Fragen der Vermittlung von Natursphäre und menschlicher Sphäre, hier vor allem über die Kombination der verschiedenen Produktivitäten - und über Fragen der Bewertung) auf allen Ebenen der gesellschaftlichen (Re)Produktion. In Abb. 1 ist dies als gesellschaftliche Rahmung des eigentlichen (Re)Produktionsprozesses gekennzeichnet. Durch die vier Phasen dieses Prozesses hindurch gestalten diese Prozesse des Vermittelns und Bewertens die gesellschaftlichen Naturverhältnisse konkret. Deren Veränderung wirkt zurück auf die neuerlichen Aushandlungsprozesse (verdeutlicht in Abb. 1 durch den Rückkopplungspfeil). In den vier Phasen selbst manifestieren sich die gesellschaftlichen Naturverhältnisse als je spezifische Vermittlungsprozesse von Produktivitäten – als Produktivitätsbündel, in denen je spezifische Arbeits- und Naturproduktivitäten zusammenwirken (P1 bis P4 in Abb.1). So ist das „Ganze der Arbeit“ integriert, in den Ausprägungen von Arbeit, wie wir sie heute kennen: als Erwerbsarbeit, als Care/fürsorgliche Praxis oder Sorgearbeit, als Bürgerschaftliches Engagement und als Eigenarbeit. (Auch diese Begriffe werden sich im Prozess der Transformation verändern, denn auch sie tragen ihre Geschichte, und d. h. die Trennungsstruktur des Ökonomischen, noch in sich.)

Mit Blick auf die Herausbildung einer nachhaltigen Gesellschaft mit ihrer nachhaltigen Ökonomie gilt es, diese Vermittlungsprozesse derart zu gestalten und aufeinander abzustimmen, dass sowohl diese Prozesse als auch die aus ihnen hervorgehenden Produkte – die für die Menschen der lebenden Generationen hergestellten Güter und Dienstleistungen – erhaltend/erneuernd auf die menschlichen und natürlichen Lebensprozesse wirken. Das erfordert Gestaltung bezüglich der Dimensionen Zeit, Raum, Qualität und Quantität. Angeregt durch die Überlegungen von Eva Senghaas-Knobloch (2008) zur „Zeit für fürsorgliche Praxis“ möchte ich hier die Dimension „Zeit“ durch die vier Phasen des (Re)Produktionsprozesse hindurch verfolgen.

4. (Re)Produktivität – aus der Zeitperspektive betrachtet

„Die Befunde unserer Untersuchung zum Ethos fürsorglicher Praxis weisen daraufhin, dass das Qualitätsproblem im Kern mit der Anwendung der herrschenden Zeitökonomie auf die Pflegesituation zusammenhängt, was deren Eigenzeiten widerspricht“, schreibt Eva Senghaas-Knobloch (2008, 78). Damit ist der zentrale Widerspruch schon benannt, in dem sich die Pflege alter Menschen, dieser spezifische Bereich von Care, heute behaupten muss. Die herrschende Zeitökonomie verlangt Schnelligkeit, oft sogar Beschleunigung, und Gleichmäßigkeit und Linearität. Die „Zeitlandschaft“ der modernen kapitalistischen Ökonomie (vgl. Adam 1997 und 1999) ist eingeebnet, alles soll dem gleichen Zeittakt folgen.

Aus der Perspektive des Lebendigen, die sich in der (Re)Produktionsperspektive ausdrückt, kommt es jedoch gerade darauf an, den Lebensprozessen ihre Zeiten zu lassen – ihre Eigenzeiten zu berücksichtigen (vgl. Biesecker 1995 und 1999). Das bedeutet, sich auf zyklische, saisonale, regionale, jedenfalls auf vielfältige Zeiten einzulassen. (Re)Produktives Wirtschaften braucht Zeiten, menschliche und Naturproduktivitäten entstehen, entwickeln und erneuern sich in unterschiedlichen Zeitverläufen und Zeitrhythmen. Was heißt das für die Gestaltung der vier Phasen des nachhaltigen (Re)Produktionsprozesses?

Wo immer produziert, hergestellt wird, sind die Wiederherstellungs- und Erneuerungsprozesse menschlichen und nicht-menschlichen Lebens schon enthalten, hieß es oben. So muss z. B. die Natur schon produziert haben, damit Menschen durch ihre (Erwerbs)Arbeit aus diesen Naturstoffen für die menschliche Bedürfnisbefriedigung nützliche Güter und Dienstleistungen herstellen können - und muss immer wieder neu produzieren. Und so muss auch die dafür benötigte Arbeitskraft durch Sorgearbeit hergestellt worden sein – und muss immer wieder neu hergestellt werden. Und diese Wiederherstellungs- und Erneuerungsprozesse finden wieder und wieder statt. Leben ist ständiger Prozess, ist Wirkwelt (*natura naturans*), mit sich ständig verändernden Ergebnissen, der Merkwelt (*natura naturata*) (vgl. Adam 1999, 53). Der gesellschaftliche (Re)Produktionsprozess ist daher als eine Verschlingung – eine Vermittlung - vielfältiger Lebensprozesse und ihrer Zeiten zu verstehen und zu gestalten:

In *Phase I* (naturale Produktion) bedeutet das vor allem, den Produktionsprozessen der Natur ihre Zeiten zu lassen, um die Stoffe und Energien, die für die menschliche Produktion nötig sind, herzustellen. So brauchen z. B. „erneuerbare Ressourcen“, wie sie in der ökologisch-ökonomischen Debatte genannt werden, ihre je eigenen Regenerationszeiten, ihre je spezifischen Rhythmen, ihre je spezifische Dauer (z. B. Wälder, Fischeschwärme). Werden diese nicht beachtet, wird die Naturproduktivität beschädigt oder gar zerstört. Denn Naturproduktivität ist das Produkt vorhergegangener gelungener Regenerations- und Erneuerungsprozess – Produkt und Produktivität lassen sich nicht voneinander trennen, sind identisch. Die diese Prozesse unterstützenden Arbeitsproduktivitäten müssen diesen Zeiten

angepasst werden, die Arbeitsprozesse sind daher diskontinuierlich, durch Zeiten des Wartens unterbrochen. Da über diese Arbeiten – als Erwerbsarbeiten - einerseits Leben finanziell ermöglicht wird und andererseits die entsprechende Arbeitskraft verausgabt werden will, gilt es, diese Diskontinuitäten durch andere Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten auszugleichen – z. B. durch Tätigkeiten im Care-Bereich, in der Eigenarbeit oder in der Gesellschaft, als bürgerschaftliches Engagement. (Die Nordseefischer z. B., die aus Angst vor Arbeitslosigkeit und Armut auf hohen Fangquoten bestehen, könnten so ihre Arbeitskraft in der Zeit der Regeneration der Fischbestände anders nutzen – und sie könnten sorgend, erhaltend mit den Fischbeständen umgehen). Neue Einkommensmodelle zur finanziellen Absicherung dieser Diskontinuitäten und Flexibilitäten gilt es zu entwickeln.

In *Phase 2* (menschliche Produktion) wird besonders deutlich, dass es in der Gestaltung des gesellschaftlichen (Re)Produktionsprozesses nicht nur um die Vermittlung zwischen Naturprozessen (Naturstoff und -energie werden hier konsumiert, verbraucht durch Verarbeitung, die daher an die Rhythmen von deren Herstellung und Erneuerung gebunden ist) und menschlichen Erwerbsarbeitsprozessen mit ihren jeweiligen Zeitformen und –rhythmen geht, sondern auch um die Vermittlung mit Prozessen von Care/fürsorglicher Praxis. Denn zum einen sind in die Erwerbsarbeit schon viele vorgeleistete Prozesse des Sorgens eingebunden (so erweist sich auch die Erwerbsarbeit als Doppeltes – als Produkt und Produktivität), und zum anderen gehören zu den hier erstellten Gütern und Dienstleistungen auch die kommerziellen Care-Leistungen wie z. B. Altenpflege. Eine Gesellschaft, die gelernt hat, den Lebensprozessen ihre Zeit zu lassen, organisiert diese Pflege nicht nach dem jetzt historisch überholten industriellen Zeittakt und dringt nicht auf kurze Pflegezeiten. Sie unterwirft die Pflege nicht der jetzt ebenfalls historisch überholten Effizienzrationalität, sondern gestaltet sie gemäß der neuen „Fürsorgerrationalität“ (Gerhard 2008, 23) – einer Rationalität, die auf das Wohlbefinden des zu Umsorgenden, seien es Menschen oder die ökologische Natur, gerichtet ist (vgl. auch Jochimsen 2003). Die „Einübung in eine soziale Praxis der Anteilnahme“ (ebenda, 26), die dieser Rationalität gemäß ist, bedeutet eben auch, die jeweiligen Zeiten von diesen Lebensprozessen her zu bestimmen. (Die aktuelle Debatte um Work-Life-Balance z. B. erfahre dann einen Perspektivenwechsel und geriete zu einer Debatte um Life-Work-Balance, die die zeitliche Balance nicht von vorgegebenen Zeitstrukturen der Erwerbsarbeitsprozesse, sondern von den Lebensprozessen der Menschen und der Natur her zu bestimmen sucht.)

In *Phase 3* (menschliche Konsumtion) wird nach herkömmlicher Vorstellung nur konsumiert. Aus der Perspektive des „Ganzen der Arbeit“ jedoch wissen wir, dass hier viele Produktionsprozesse mit unterschiedlichen Zeitbedürfnissen ablaufen. Das sind zum einen wieder Zeiten der Natur, denn die aus der Produktion zur Verfügung gestellten Produkte werden hier für den Verbrauch weiterverarbeitet. Die in ihnen enthaltenen Naturstoffe geben die Zeitstruktur dieser Verarbeitung und der anschließenden Nutzung vor, beeinflussen sie (Gemüse haben z. B. unterschiedliche Garzeiten, Obst lässt sich unterschiedlich lange aufbewahren, Stoffe haben unterschiedliche Lebensdauer, je nachdem, welcher Naturstoff in ihnen steckt). Zum zweiten sind es Lebenszeiten der verschiedenen Familien- oder Haushaltsmitglieder, die hier einwirken. Sie vor allem bestimmen die Zeitstruktur der im Haushalt geleisteten Arbeit – von Care. Welche Zeiten brauchen Kinder in den verschiedenen Lebensphasen, welche Eltern zur Regeneration und zur Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft, welche alte Menschen, welche die Familie als Ganzes? Haushalten wird, so betrachtet, zu einem hochkomplexen Vermittlungsprozess vieler Zeiten. Die Gesellschaft ist aufgerufen, dafür Zeit zu lassen. Das ist nicht selbstverständlich, denn zum dritten greifen viele gesellschaftliche Zeiten in dieses komplexe Zeitgebilde ein: Zeiten von Kindergärten und

Schulen, Zeiten der Erwerbsarbeit z. B. Es gilt auch hier, diese von den Lebensprozessen der Menschen her zu gestalten, nicht umgekehrt.

Bezüglich der Naturprodukte bedeutet die Verarbeitung den Beginn der letzten Phase des (Re)Produktionsprozesses – der Reduktion. Sog. Abfälle bleiben übrig, werden zurückgegeben in die Natur. Hier spielen vor allem Fragen der Qualität eine Rolle. Aber auch die Zeitlichkeit der Natur spielt hier wieder herein: Wieviel Zeit braucht sie zur Verarbeitung dieser Abfälle? Wird ihr diese Zeit gelassen?

Damit sind wir in *Phase 4* (naturale Reduktion). Hier dominieren wieder die Zeiten der Natur, die Zeiten, die sie braucht, um das menschliche Ab-Produkt in neue Naturproduktivität zu verwandeln. Aber auch die menschlichen Zeiten spielen herein: Zum einen haben sie sich in Qualität und Quantität dieses Ab-Produktes eingeschrieben. Das kann störend bis zerstörend wirken, z. B. wenn aufgrund von Beschleunigung so viel CO₂ ausgestoßen wird, dass die Natur dieses Gas nicht mehr kompensieren kann. Die durch den Begriff „Klimawandel“ verharmloste Klimakrise ist die Folge – Ausdruck nicht miteinander koordinierte Zeiten von Mensch/ Gesellschaft und Natur, unbeabsichtigt mit-hergestelltes Naturprodukt.

Fürsorgetationalität entlang aller Phasen des (Re)Produktionsprozesses würde hier anders wirken – würde diese Vergiftung der Natur (und damit der Menschen) durch Rücksicht auf die Naturprozesse in allen Phasen von vornherein verhindern und damit die Wiederherstellung und Entwicklung der Naturproduktivität sichern.

Aber die Vermittlung mit menschlichen Zeiten wirkt in dieser Phase auch unterstützend für die Naturprozesse: z. B., wenn die stofflichen Reduktionsprozesse durch Techniken mitgestaltet werden (vom Kompost bis zur Müllverbrennungsanlage, von der Wiederaufforstung der Wälder bis hin zur Anlage von Biosphärenreservaten, in denen die Vielfalt der Natur sich ungestört entfalten kann).

5. Fürsorgetationalität als erweitertes Leitprinzip einer (re)produktiven Ökonomie.

Von der herrschenden Zeitökonomie, die oben von Eva Senghaas-Knobloch als Hindernis für eine qualitativ gute Pflege benannt wurde, bleibt in dieser (re)produktiven Ökonomie nichts übrig. Das neue Zeitverständnis entspringt dem neuen Ökonomieverständnis, das menschliches Wirtschaften als Vermittlung von menschlichen und natürlichen Lebensprozessen versteht – mit dem Ziel, diese zu unterstützen, ihnen zu dienen. (Ja, Wirtschaften wird insgesamt zu einer Dienstleistung, einer Dienstleistung am Menschen und an der Natur!) Indem es gelingt, dieses neue Zeitverständnis allgemeingültig werden zu lassen, lassen sich auch Eigenzeiten der Menschen, der Gesellschaft und der Natur und somit auch Eigenzeiten für einzelne Prozesse wie die Pflege von alten Menschen gestalten. Dann ist kein einzelner Kampf um Pflegeminuten oder um Lebenszeiten von Nutztieren mehr nötig, der je nach Kräfteverhältnis verloren oder gewonnen wird (um bei nächster Gelegenheit wieder aufgenommen zu werden), wie es heute gängige Praxis ist. Dann ist es selbstverständlich, in Lebensprozessen zu denken und zu handeln – und die entsprechenden Lebenszeiten zu ermöglichen. Dann widerspricht die herrschende Zeitökonomie nicht mehr den Eigenzeiten der Pflege.

Das neue vielfältige Zeitkonzept kann nicht mehr ausschließlich über Märkte koordiniert werden. Andere Formen, Formen der Kooperation, sind nötig. Es trägt in sich die neue, die andere Rationalität als die der herkömmlichen Effizienzlogik. Es ist eine Rationalität des sich Sorgens um den langfristigen Erhalt menschlicher und nicht-menschlicher Lebensprozesse und der dazu nötigen Lebenskräfte. Das Sorgen um heute wird hier zum Vorsorgen für die Zukunft. Bei der Gestaltung einer solchen Ökonomie kann aus der Erfahrung von

Care/fürsorglicher Praxis gelernt werden: Fürsorgerationalität ist dann nicht nur leitendes Prinzip der Pflege von Menschen, sondern ist erweitert zum Leitprinzip allen Miteinanders – der Menschen untereinander und mit der Natur – und damit zum Leitprinzip einer zukunftsfähigen Gesellschaft und ihrer (re)produktiven Ökonomie.

Literatur:

Adam, Barbara 1997: *Timescapes of Modernity. Environment and Invisible Hazards*, Routledge, London, New York.

Adam, Barbara 1999: Naturzeiten, Kulturzeiten und Gender – Zum Konzept „Timescape“. In: Hofmeister, Sabine, Spitzner, Meike (Hg.): *Zeitlandschaften. Perspektiven öko-sozialer Zeitpolitik*, Hirzel/ edition universitas, Stuttgart, Leipzig, S. 35-57.

Becker, Egon., Jahn, Thomas. (Hg.) 2006: *Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen*, Campus, Frankfurt/M., New York.

Biesecker, Adelheid 1995: Vom (Eigen-)Wert der Zeit. Normative Grundfragen der Zeitökonomik bezüglich einer Neubewertung der Zeit, in: Biervert, Bernd, Held, Martin (Hg.): *Zeit in der Ökonomik. Perspektiven für die Theoriebildung*, Frankfurt a. M., New York.: Campus, S. 190-206.

Biesecker, Adelheid 1999: Vorsorgendes Wirtschaften braucht Zeiten. Von einer Ökonomie der Zeit zu Ökonomien in Zeiten. In: Hofmeister, Sabine, Spitzner, Meike (Hg.): *Zeitlandschaften - Perspektiven ökosozialer Zeitpolitik*, Stuttgart, Leipzig: S. Hirzel Verlag/ edition universitas, S. 107-129.

Biesecker, Adelheid 2000: Kooperative Vielfalt und das „Ganze der Arbeit“. Überlegungen zu einem erweiterten Arbeitsbegriff, Studie im Rahmen des Forschungsprojekts „Arbeit und Ökologie“ für das Wissenschaftszentrum Berlin, Februar 2000, WZB-Paper Nr. p00-504.

Biesecker, Adelheid, Hofmeister, Sabine 2006: *Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zu Sozialen Ökologie*, oekom, München.

Biesecker, Adelheid, Hofmeister, Sabine 2009: Starke Nachhaltigkeit fordert eine Ökonomie der (Re)Produktivität. Der Beitrag des Schlüsselbegriffs Naturproduktivität zur Fundierung einer Theorie der Nachhaltigkeit, in: Egan-Krieger, Tanja., Schultz, Julia, Thapa, Philipp P., Voget, Lieske (Hg.): *Die Greifswalder Theorie starker Nachhaltigkeit. Ausbau, Anwendung und Kritik*, Metropolis, Marburg, S. 169-192.

Biesecker, Adelheid, Hofmeister, Sabine 2009a: Im Fokus: Das (Re)Produktive. Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität. In: Bauhard, Christine/ Caglar, Gülay (Hg): *Gender and Economics. Feministische Kritik der Politischen Ökonomie*. Wiesbaden: VS (Veröff. In Vorbereitung).

Biesecker, Adelheid, Hofmeister, Sabine 2009b: Focus: (Re)Productivity. Sustainable relations both between society and nature and between the gender, Veröff. in *Ecological Economics* in Vorbereitung.

BUND/ Misereor (Hg.)1996: *Zukunftsfähiges Deutschland – ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung*, Basel et al.

Gerhard, Ute 2008: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für *Care*. In: Senghaas-Knobloch, Eva, Kumbruck, Christel (Hg.): *Vom Liebesdienst zur liebevollen Pflege*, Rehbürg-Loccum, S. 13-30.

- Jochimsen, Maren 2003: *Careful Economics. Integrating caring activities and economic science*, Kluwer Academic Publishers, Boston, Dordrecht, London.
- Hoppe, Hella 2002: *Feministische Ökonomik. Gender in Wirtschaftstheorien und ihren Methoden*, Edition Sigma, Berlin.
- Hauff, Volker (Hg.) 1987: *Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung*, Eggenkamp, Greven.
- Immler, Hans 1985: *Natur in der ökonomischen Theorie*, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Immler, Hans, Hofmeister, Sabine 1998: *Natur als Grundlage und Ziel der Wirtschaft, Grundzüge einer Ökonomie der Reproduktion*, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Kuiper, Edith 2001: 'The Most Valuable of all Capital', *A Gender Reading of Economic Texts*, Tela Thesis, Amsterdam.
- Marx, Karl 1971 [1890]: *Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie*, Bd. I, Berlin, Dietz.
- Pujol, Michele A. 1992: *Feminism and Anti-Feminism in Early Economic Thought*, Edward Elgar, Aldershot.
- Ricardo, David 1962 [1817]: *On the Principles of Political Economy and Taxation*, Dent., London.
- Rodenstein, Marianne, Bock, Stefanie, Heeg, Susanne 1996: *Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur, Zur Entwicklung von Agglomerationsräumen aus feministischer Sicht*, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) (Ed.), *Agglomerationsräume in Deutschland, Ansichten, Einsichten, Aussichten, Forschungs- und Sitzungsbericht Bd. 199*, ARL, Hannover, pp. 26-50.
- Senghaas-Knobloch, Eva 2008: *Zeit für fürsorgliche Praxis. Pflegeethos und Erfahrungen von Frauen und Männern in Pflegeberufen*. In: Senghaas-Knobloch, Eva, Kumbruck, Christel (Hg.): *Vom Liebesdienst zur liebevollen Pflege*, Rehburg-Loccum, S. 77-94.
- Skourtos, Michael S. 1994: *Vom Oikos zur Ressource: Entwicklung der Naturwahrnehmung in der Wirtschaftswissenschaft*. In: Biervert, Bernd, Held, Martin (Hg.): *Das Naturverständnis der Ökonomik: Beiträge zur Ethikdebatte in den Wirtschaftswissenschaften*, Campus, Frankfurt/M., New York, S. 30–53.
- Smith, Adam 1937 [1776]: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, The Modern Library, New York.
- Smith, Adam 1976 [1759]: *The Theory of Moral Sentiments*, Clarendon Press, Oxford.